

der wahren und einzigen Kirche Jesu — giebt es kein Heil; die katholische Kirche ist die alleinigmählende.

Das hat nicht etwa irgend ein Kirchenvater „erfunden“, nicht irgend ein Papst oder ein Concilium „ausgedacht“, sondern, lieber Leser, Christus Selbst hat es in vielfachen Wendungen geoffenbart und Seine Apostel haben es bei jedem sich bietenden Anlasse wiederholt. So sagte der Herr zu den Aposteln, als den erwählten ersten Vorstehern Seiner Kirche: „Wer euch höret, der höret Mich; wer euch verachtet, der verachtet Mich; wer aber Mich verachtet, der verachtet Den, Der Mich gesandt hat“ (Luk. 10, 16). — Ferner: „Wenn dein Bruder wider dich sündigt, gehe hin und stelle ihn zur Rede, zwischen dir und ihm allein. Hört er aber nicht auf dich, so nimm noch Einen oder Zwei mit dir, auf daß alles Wort bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munde. Hört er auch auf diese nicht, so sage es der Kirche. Wenn er aber auch auf die Kirche nicht hört, so sei er dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder. Wahrlich, Ich sage euch: was ihr immer auf Erden binden werdet, das wird auch gebunden sein im Himmel; und was ihr lösen werdet auf Erden, das wird auch gelöst sein im Himmel!“ (Matth. 18, 15—18).

Und wie ihr Meister, so reden auch die Apostel: „Einen lehrerischen Menschen meide, wenn du ihn einmal und abermal zugewiesen hast.“ (Titus 3, 10). — „Es waren aber auch falsche Propheten unter dem (jüdischen) Volke, so wie auch unter euch (falsche) Lehrer sein werden, welche Irrlehren des Verderbens einführen werden, die den Herrn verleugnen, der sie erkaufte, und über sich selbst schnelles Verderben bringen“ (2. Petr. 2, 1). Und sehr scharf drückt sich gerade der hl. Apostel und Evangelist Johannes in seinem 2. Rundschreiben aus: „Jeder, der abweicht und nicht bleibt in der Lehre Christi, der hat Gott nicht; wer aber bleibt in dieser Lehre, der hat den Vater und den Sohn. Wenn jemand zu euch kommt und diese Lehre nicht mitbringt, den nehmet nicht ins Haus und bietet ihm keinen Gruß. Denn wer ihm den Gruß bietet, der macht sich teilhaftig seiner bösen Werke“ (2. Joh. 9—11).

Von den Aposteln aber haben die Väter und Lehrer der Kirche die Wahrheit — „daß außerhalb der Kirche Jesu kein Heil sei“ — überkommen, und die Concilien und Päpste haben sie immerfort gelehrt. Warum? Weil sie vom Herrn gesandt sind, die Heilswahrheiten gerade so zu lehren, wie sie von Gott geoffenbart sind, und nicht etwa so, wie es der ungläubigen Welt beliebt und paßt. Die Kirche ist ja nicht vom Herrn gestiftet worden, um der Welt zu schmeicheln, sondern um sie zum Heile zu leiten und zu führen durch die Wahrheit.

Was bedeutet also der Glaubenssatz: „außer der katholischen Kirche giebt es kein Heil“? — Dieser Satz, lieber Leser, giebt die wahre Antwort auf die beiden Fragen: „was macht selig?“ und „wer wird selig?“ — aber die wahre Antwort, und nicht die von Unwissenheit oder Haß verzerrte.

Sehen wir uns zunächst die erste Frage — „was macht selig?“ — genauer an. Sie hat offenbar folgenden Sinn: welches ist jene Kirche, in der alles das gefunden und dem heilbegierigen Menschen zugemittelt wird, was Christus zu diesem Zwecke eingesetzt hat? — und der obige Glaubenssatz giebt die Antwort und sagt: das kann nur jene Kirche sein, die Christus Selbst gestiftet hat, nämlich die katholische Kirche; nur in dieser allein hat Er Seine Erbschaft niedergelegt, also können diese auch nur in der katholischen Kirche gefunden werden, und nicht in irgend einer anderen Religionsgesellschaft.

S.

Das menschliche Auge.

Von Dr. W. Leschen.

Das Augenlicht ist die herrlichste Gimmels-gabe. Leben, ohne sehen zu können, ist kaum ein Leben zu nennen. Je wertvoller etwas ist, desto mehr pflegt man es im Allgemeinen zu schonen und zu behüten. Auffallend ist es aber, daß dem kostbarsten auf Erden, den edlen Körperorganen gegenüber oft ein sträflicher Leichtsinns herrscht. Besonders ist dieses beim Gebrauch unseres Auges der Fall, das durch allerlei Fehler und Sünden in der natürlichen Bauart verändert und in einen krankhaften Zustand versetzt wird. Debrillte Personen sehen wir überall in großer Anzahl. Die Zahl der Kurzsichtigen wächst von Jahr zu Jahr, durch Nachlässigkeit und durch Ueberanstrengung. Ueberarbeitung ist ein modernes Produkt. Durch sie ist schon mancher elend und siech geworden, aber keine Krankheit ist mehr durch Ueberanstrengung hervorgerufen worden, als gerade die Kurzsichtigkeit. Anfangs hielt man dieses Uebel für nicht so schlimm. Es galt wie die Nervosität für eine Modetranke. Jetzt denkt man ernster über die Sache, daß man sogar schon Schulärzte anstellt, die hauptsächlich die Augen der Schüler untersuchen sollen.

Die Kurzsichtigkeit ist ungeheuer leicht vererblich.

In weiten Volkskreisen herrscht die Meinung, ein kurzsichtiges Auge sei ein starkes Auge, das ist ein großer und gefährlicher Irrtum. Ein solches Auge ist einfach krank. Kurzsichtigkeit ist leider, wie schon gesagt, ein Leiden, dessen Anlage ungeheuer leicht vererblich ist, das vergesse man doch nie. Kurzsichtigkeit ist heute keine Ausnahme mehr, es ist bereits die Regel geworden, 60—70 pCt. der Augen sollen schon jetzt kurzsichtig sein. Unsere Schulärzte haben festgestellt, daß die Schule ein Heerd der Kurzsichtigkeit ist. Das anhaltende Lesen von kleiner Schrift, besonders bei schlechter Beleuchtung, das Arbeiten mit zu sehr gebeugtem Kopf, wodurch eine Blutüberfüllung des Auges bewirkt wird, das sind einige der Hauptursachen der beginnenden oder sich ausbildenden Kurzsichtigkeit. Das Krümmen der Kinder wird am besten verhindert durch zweckmäßig eingerichtete Sitzgelegenheit. Nie dürfen die Kinder an runden Tischen arbeiten, weil sie auf solchen nicht die Arme bis zum Ellenbogen auflegen können. Die Kinder müssen stets gerade sitzen, die Füße dürfen nicht in der Luft baumeln, sondern müssen fest und bequem bei rechtwinklig gebeugtem Unterschenkel aufgesetzt werden. Da die Kräfte des Auges wie die aller Organe unseres Körpers beschränkt sind und der Schonung bedürfen, und dieses besonders vor der Zeit der völligen Entwicklung und Ausbildung des Körpers, so fordere man von demselben nicht zuviel und berücksichtige stets das Gefühl der Ermüdung. Wo aber zwingende Verhältnisse starke Anstrengung der Sehkraft erheischen, da sei man auf Abwechslung in der Beschäftigung bedacht und vergesse nie, daß das Auge mehr aushält, wenn der Gegenstand der Beschäftigung in gewissen Zwischenräumen gewechselt wird. Ist dieses nicht möglich, dann müssen dem Auge alle Stunden wenigstens einige Minuten Ruhe gegeben werden, wobei man am besten den Blick auf entfernte und beschattete oder mattgefärbte Gegenstände richtet. Das frische Grün im Freien, besonders eine weite, grüne Wiesenfläche, ist für das Auge geradezu heilsam. Wer bei seiner Arbeit nur ein Auge braucht, wie der Uhrmacher und Optiker, der sollte mit den Augen dabei abwechseln.

Gesunde Augen sind auch schöne Augen. Was aber bedeutet die Farbe, der Glanz der Augen, wenn sie durch Brillengläser bedeckt sind? Das Auge gibt dem Antlitz seinen Ausdruck. Ein ausdrucksloses Auge ist niemals schön. Ein Gesicht ohne Blick ist wie eine Maske. Großen Einfluß auf das Auge hat das Gehirn, da zwischen diesen beiden Teilen eine sehr innige Verbindung besteht.

Man spricht zwar von großen und kleinen Augen, aber in Wirklichkeit sind alle menschlichen Augen gleich groß. Das menschliche Auge stellt sich nämlich als eine Kugel dar von 24 Millimeter Durchmesser. Was dem Auge den Anschein der Größe oder Kleinheit gibt, das sind nur die Augenlider. Die Größe des Auges hängt allein ab von der Breite des Liderschlitzes. Bei einem normalen Auge ist die Lidspalte 10 Mm. hoch. Beträgt die Breite 12 Millimeter so haben wir die bekannten und beliebten Mandelaugen. Ist die Spalte aber nur um einen einzigen Millimeter höher, so haben wir das unangenehme Glotzauge. Sinkt dagegen die Breite der Lidspalte unter 10 Millimeter so haben wir die sogenannten Schweinsäuglein.

Einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Schönheit eines Augenpaares haben die Augenbrauen, dunkle Brauen machen die Weiße des Auges und der Stirne leuchtender. Liegen die Augenbrauen statt nach unten, wie es normal und schön ist, nach oben, so erhalten wir den tensischen oder Mephisto-Ausdruck. Ist der Abstand von Brauen und Augensternen zu groß, sind die Brauen zu sehr in die Höhe gerutscht, so haben wir das erstaunte oder dumme Gesicht. Ähnlich wie die Brauen wirken auch die Augenwimpern. Dichte, lange und dunkle Wimpern lassen das Auge heller, weißer, leuchtender erscheinen.

Beim Menschen erscheint das Auge länglich, bei Tieren kreisrund; das wird auch nur durch die Lidspalte bedingt.

Bei den Tieren sind Augenleiden eine Ausnahme, bei den Menschen ist es leider heute umgekehrt. Die Erfindung der Brillen datirt erst aus dem sechszehnten Jahrhundert. Damals aber waren Brillenträger nur selten und in der Regel ältere Leute. Heute tragen die Kinder schon Brillen. Und wie oft sind die Menschen selbst schuld an ihrem Augenleiden. Nächste der Ueberanstrengung ist die falsche Beleuchtung die Hauptursache der vielen Augenleiden. Da kennt Niemand die Wirkungen des Lichtes. Jeder aber sollte wissen, daß auch das stärkste Licht, wenn es von oben einfällt, weit besser vertragen wird, als ein schwächeres Licht, welches von unten oder von seitwärts her das Auge trifft. Bei fehlerhafter Beleuchtung verliert auch das kräftigste, gesündeste Auge mit der Zeit seine natürliche Kraft und verfällt in Kurz- oder Weitsichtigkeit. Besonders schädlich ist zu schwache, unzureichende Beleuchtung. Seit Erfindung des elektrischen Lichtes kann da überall leicht Abhilfe geschafft werden. Aber auch hinsichtlich der Beleuchtung am Tage werden viel zu viel Fehler begangen. Viele arbeiten bei zu starkem, manche sogar im unmittelbaren Sonnenlicht. Man meide jedes zu grelle, jedes ungesteuerte Licht. Man schaue nie anhaltend in flackernde Feuer, in elektrisches Licht oder in die Sonne.

Beim Schreiben muß das Sonnenlicht stets von der linken Seite auf das Papier fallen. Die brennende Lampe soll links stehen.

Sehr nachteiligen Einfluß auf die Sehkraft üben niedererschlagende Gemütsbewegungen wie Gram, Kummer und Sorge; sie erzeugen die Augenschwäche, das heißt, die Augen haben die Ausdauer zu anstrengenden Betrachtungen kleiner oder naher Gegenstände verloren. Hier helfen erfrischende und stärkende Waschungen von starkem Fenchelwasser. Was sonst die Augenleiden anbetrifft, so soll der Laie bei diesem kostbarsten und wichtigsten Sinneswerkzeug, wie es das Auge ist, niemals selbst kurieren. Und doch geschieht es so häufig, zum größten Schaden der Augen. Sobald sich ein Leiden oder auch nur eine Schwäche bei den Augen einstellt, eile man zu einem tüchtigen Augenarzt und handle genau nach dessen Vorschriften.

Man achte auch nicht die geringste Entzündung zu wenig. Bei allen entzündlichen Zuständen ist das Auge schwach und empfindlich. Es muß dann durch angemessene Vorrichtungen gegen Staub, Rauch, giftige Gase und Luftzug genügend geschützt werden.

Wer ein gesundes, normales Auge hat, der kann nach Belieben einen Beruf wählen. Wer aber an Augenleiden, kurz- oder weitsichtig ist, der prüfe genau, welche Schädlichkeiten diese oder jene Beschäftigung, dieser oder jener Beruf für seine Augen im Gefolge haben kann. Man vergesse nie das alte Wort: „Gesunde Augen können wählen, was sie wollen, kranke, was sie sollen.“

Ist es notwendig, daß Augengläser gebraucht werden, so muß der Augenarzt vorher das Auge untersuchen; nur er allein kann die Stärke des Glases bestimmen. Ein gutes, passendes Glas stärkt die Augen, ein unrichtiges dagegen verdirbt sie mit der Zeit vollständig.

Zum 25jähr. Jubiläum des Telephons.

Fünfundzwanzig Jahre sind es her, daß der Bostoner Taubstummenlehrer Graham Bell mit dem ersten brauchbaren Telephon an die Öffentlichkeit trat. Die immense Bedeutung dieser Erfindung, die wir heute, wo sie als etwas Alltägliches, als etwas Selbstverständliches in unser Leben getreten ist, in ihrer ganzen Größe zu würdigen gar nicht mehr im Stande sind, spiegelt sich in den nachfolgenden Worten wieder, mit denen Professor Dr. Paul Reis in Mainz im November des Jahres 1877 den ersten Vortrag, der in Deutschland über Bells Telephon gehalten wurde, einleitete: Geehrte Anwesende! Seit mehr als 15 Jahren pflegte ich meine Vorträge und Demonstrationen über die elektrische Telegraphie in der Prima des hiesigen Gymnasiums mit folgender Bemerkung zu schließen: Die elektrische Telegraphie hat in den 40 Jahren seit ihrer Erfindung offenbar großartige Fortschritte gemacht. Denn welcher gewaltiger Unterschied ist zwischen dem einfachen Nadeltelegraph von Gauß, der zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Kabinett zu Göttingen arbeitete, und dem Drucktelegraph von Hughes, der in jeder Minute 100 bis 200 Buchstaben in einer Entfernung von Hunderten von Meilen abdruckt. Welcher Abstand liegt zwischen dem ersten Schreib-Telegraph von Steinheil, der mit tuschegefüllten Gläschen Punkte und Striche machte, und dem Pantelegraph von Caselli, der jede beliebige Schrift, jede beliebige Zeichnung in jeder beliebigen Entfernung getreulich kopiert. Indessen ist das Ideal der Telegraphie doch erreicht, wenn man eine geliebte Stimme auf Hunderte von Meilen hören kann, wenn man mit dem Träger der geliebten Stimme Freude und Leid theilen, Rat und Trost bei ihm suchen, Gedanken und Gefühle mit ihm austauschen kann. — Diese Bemerkung wurde von den Primanern, welche die Realisirung des Ideals für unmöglich hielten, mit Heiterkeit aufgenommen, die sich jedoch legte, als ich folgendermaßen fortfuhr: Ein bescheidener Anfang zur Erreichung dieses Ideals wurde von meinem Freund und Namensvetter Philipp Reis in Friedrichsdorf bei Homburg gemacht mit einem Apparate, den er Telephon nannte. — Der Apparat wurde sodann vorgezeigt, beschrieben und erklärt, und die Heiterkeit kehrte wieder, als er sein Kindertrumpetenstimmen erhob und die im fern gelegenen physikalischen Kabinett jugendlichen Mädchen deutlich hörbar reproduzierte. — Dieses alte Telephon von Reis, das nur Töne telephonirt, ist von dem neuen Telephon von Bell ebenso weit entfernt, wie die Anfänge der Telegraphie von den neuesten Fortschritten derselben.

Dieser letzten Behauptung des Vortragenden gab die Zeit eine seltene Bestätigung, denn das Bellsche Telephon war ein Idealinstrument; es hat sich unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten. Trotzdem muß es uns Deutsche mit berechtigtem Stolz erfüllen, daß die erste Lösung des Problems, die eigentliche Geburt also des Fernsprechens, einem Landsmann zuzuschreiben ist. Im Archiv des

Kaiserlichen Haupt-Telegraphenamtes wird noch der Prospekt aufbewahrt, den der mit dem Vertriebe des Reisschen Telephons beauftragt gewesene Mechaniker J. W. Albert zu Frankfurt a. M. im Jahre 1868 drucken ließ.

Bell selbst lag es ursprünglich fern, ein Telephon konstruieren zu wollen. Er war eigentlich bestrebt, eine Vorrichtung auszubilden, die ihn in seiner Eigenschaft als Taubstummenlehrer unterstützen sollte. Taubstumme sind stumm, meist nur weil sie taub sind. Es ist in ihren Stimmorganen kein Fehler vorhanden, der eine Aeußerung der Stimme verhindern könnte, und Bell hatte durch die Praxis bei 2000 seiner Zöglinge nachgewiesen, daß die Taubstummen, wenn sie die Thätigkeit ihrer Stimmorgane zu leiten gelernt haben, mit verhältnismäßiger Leichtigkeit artikulierte Laute bilden können. Bei seiner Bemühung, dieses geistvolle Lehrsystem weiter auszubilden, fiel es Bell ein, daß, wenn es ihm gelänge, die Schallwellen in der Luft sichtbar herzustellen, anstatt dem Taubstummen ein System von symbolischen Zeichen vorzuführen, der betreffende Apparat ein vorzügliches Hilfsmittel für die Lautbildungslehre abgeben müßte.

Von diesen Ideen ausgehend, baute er zunächst nach dem Vorbilde des menschlichen Ohres eine Reihe höchst merkwürdiger Vorrichtungen, bis er endlich zu einem Punkt gelangte, der ganz wo anders hinausstrebe und das Ziel seiner Arbeit vollständig verriete; das Endergebnis aber dieses eigentlichen Seitenstreiches war — das Telephon. — Dieses Instrument, wie es Bell zusammensetzte, weist die einfachste und deshalb auch wohl die geistreichste Konstruktion auf, die je einem Apparat zu Theil wurde. Es besteht aus einem permanenten Magneten, der mit einem Knäuel Draht umwunden ist, und vor diesem befindet sich eine Eisenblechplatte als Membrane. Sobald gegen die letztere gesprochen wird, geräth sie in Schwingungen und nähert sich mehr oder weniger dem Magneten, in dessen Windungen Ströme entstehen, deren Stärke je nach der Kraft des Tones variiert. Diese Ströme fließen zu einem zweiten im Hörer befestigten Magnet und ändern je nach ihrer Stärke dessen Magnetismus, so daß eine davor aufgestellte Eisenplatte in Schwingungen versetzt wird, die sich in Töne, und zwar nach Höhe, Klangfarbe und Charakter vollständig den hineingesprochenen gleichend, umsetzen; Sprechapparat und Hörer weisen also die vollkommen gleiche Einrichtung auf.

Während England und Amerika die neue Erfindung zunächst als eine Art Spielzeug betrachteten, ging Deutschland sogleich damit vor, den praktischen Wert des Telephons für den Verkehr auszuprobieren. Auf Veranlassung der Reichstelegraphen-Verwaltung wurden zwei Apparate nach Berlin gesandt, die zuerst zwischen den beiden Dienstgebäuden in der Französischen Straße und in der Leipzigerstraße installiert wurden. Nachdem sie sich hier tadellos bewährt hatten, nahm man bereits am 30. Oktober 1878 Versuche zwischen Berlin und den Orten Schöneberg, Potsdam und Brandenburg vor, und zwar ebenfalls zur vollsten Zufriedenheit der Beteiligten. Nach dieser Feuertaufe wurde dann das Telephon in den Dienst der Reichspost gestellt, wo es über kürzere Entfernungen den Telegraphen entlastete; eine allgemeine Benutzung auch seitens des Publikums fand jedoch noch nicht statt. Die Popularisirung trat erst ein, nachdem das von Hughes konstruirte Mikrophon, das als Sprechleitung benützt, dem Telephon die Stromlieferung abnimmt, indem es gleichzeitig andere konstante Stromquellen zu benutzen gestattet, sich als praktisch brauchbar erwiesen und damit den Verkehr auch über größere Entfernungen ermöglicht hatte.

Im Jahre 1881 wurde dann die erste öffentliche Stadtfernsprech-Anlage in Berlin mit dreißig Teilnehmerstellen eröffnet, ohne jedoch

sonderliches Interesse bei der Bevölkerung zu erwecken. Aber schon zehn Jahre später finden wir an das Berliner Netz bereits 17 000 Teilnehmer angeschlossen und gegenwärtig verbinden die Fernsprech-Anlagen der Reichshauptstadt rund 58 000 Sprechstellen miteinander und vermitteln jährlich 230 Millionen Gespräche. Derartige Zahlen sprechen klar und deutlich von dem ungeheuren Wachstum und der Bedeutung des Fernsprechers im modernen Verkehrsleben. Allerdings muß man dabei in Betracht ziehen, daß Berlin die größte Telephonanlage der Erde besitzt.

Natürlich stellte der Bau derartig gewaltiger Vermittlungsämter, die diesem sieberhaft pulsirenden Massenverkehr gerecht zu werden vermögen, der Technik außerordentlich entwickelte Aufgaben. Aber zur Ehre unserer Reichs-Postverwaltung muß es gesagt werden, daß auch das Ausland das deutsche öffentliche Telephonwesen als mustergerichtig anerkennt.

Wenn die Schwalben heimwärts ziehen.

Novellette von Edmund Handke.

Sinnend ließ der junge Arzt den Blick durch das geöffnete Fenster seines Studierstübchens über die vom Glanz des sinkenden Tagesgestirns vergoldete Landschaft schweifen. Wieder einmal war es Herbst geworden. Stoppelfelder und unter der Last ihres Fruchtbehanges sich neigende Obstbäume, soweit das Auge reichte. Dazu das zitternde Flimmern in der Luft, die segelnden Fäden des Altweibersommers und hoch oben im blauen Aether die peilschnell dahinschießenden Schwalben, sich ühend für die weit Reise über das Meer.

Daß sich doch die Gedanken nicht bannen, noch gebieten lassen! Und gerade um die Herbstzeit stürzten die Erinnerungen mit doppelter Kraft auf ihn ein, da gab es kein Mittel sich ihnen zu entziehen.

Ein Tag wie der heutige war es gewesen, der ihm alles raubte, was er auf Erden Feines besaß, woran sein Herz mit allen Fasern hing: Den Vater und das geliebte angebetete Weib. Aufsteigend ließ sich der einsame Mann in den Lehnsstuhl gleiten und verbarg sein Gesicht in den Händen. Kaleidoskopartig zogen die Bilder der Vergangenheit an seinem Auge vorüber.

Als neugeborener Jünger Aeskulaps war er in die Klinik des Professors B., eines Studienfreundes seines Vaters eingetreten, um sein Wissen zu erweitern und sich auf die seiner harrende Aufgabe vorzubereiten. Galt es doch von jeher als angesehene Sache, daß er dereinst die einträgliche Landpraxis seines Vaters übernehmen sollte. Da gerade hieß es, fest auf den eigenen Füßen zu stehen, in der ländlichen Abgeschiedenheit war er einzig auf sich angewiesen, da konnte nicht so schnell in schwierigen Fällen der Rat von Kollegen eingeholt werden.

Es war eine segensreiche, aber auch arbeitsvolle Lehrzeit. Soeben hatte sich der junge Arzt tommüde zur Ruhe niedergelegt, als schrill die Klingel ertönte, neuen Besuch anmeldend. „Ein schwieriger Fall“, wurde ihm gemeldet; die erste Tragödin des Stadttheaters war bei ihrer Heimkehr auf der dunklen Treppe ausgeglitten und hatte sich einen schweren Beinbruch zugezogen.

Von den Krankenherbergen sorglich gebettet fand er bei seinem Eintritt das schöne Weib, dessen hinreißendes Spiel er wiederholt bewundert. Jetzt allerdings waren die klassisch geformten Züge von Schmerz verzerrt.

Ruhig und unsichtig traf er seine Maßnahmen und nur die Augen des Arztes waren es, welche auf dem Körper der Leidenden ruhten. Die Heilung machte nur langsame Fortschritte, dafür bildete sich jedoch zwischen Arzt und Patientin allmählich ein immer innigeres Verhältnis heraus und wenige Wochen nachdem die Künstlerin die Klinik verlassen, setzte die Verlobungsanzeige der beiden die ganze Stadt in Erstaunen.

In einem langen Brief hatte der Glückliche dem Vater sein übervolles Herz ausgeschüttet und um seinen Segen gebeten. Jedoch erst nach langem Zögern hatte der alte Herr seine Einwilligung gegeben. „Eine Schauspielerin paßt nicht als Frau eines Landarztes“ sagte er und ungläubig schüttelte er den Kopf zu der Behauptung des Sohnes, daß wahre Liebe sich in jede Lebenslage zu finden weiß.

Schon nach wenigen Monaten wurde die Hochzeit gefeiert und mit dem damit verbundenen glänzenden Feste feierte die junge Frau gleich den Abschied von ihrem bisherigen Beruf, denn davon hatte der Vater seine Einwilligung abhängig gemacht; seine Schwiegertochter hatte in der Welt des Scheins nichts mehr zu schaffen.

Ein Jahr war so in ungetrübtem Glück dahingerauscht. Wenn der junge Gatte auch öfters etwas wie ein stilles Sehnen nach Verlorenem, für immer Aufgegebenem auf dem Gesicht seiner Frau zu lesen vermeinte, in Worten äußerte sich dies nie. Nur in ihrem Wesen ging allgemach eine Veränderung vor sich, ihre frühere natürliche Munterkeit wich einem herben, sinnenden Ernst.

Auch die Geburt eines Kindes baunte nur vorübergehend diese trübe Stimmung. Im Gegenteil, eine stille Melancholie bemächtigte sich immer mehr des jungen Weibes, so sehr sich dieses auch mühte, es dem forschenden Auge des Gatten zu verbergen.

Und in dieses kritische, nach Entscheidung drängende Verhältnis traf plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Telegramm, welches die schwere Erkrankung von Reinholds Vater meldete und die sofortige Heimreise des jungen Arztes forderte.

In aller Hast wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen, denn die Reise sollte schon mit dem in einer Stunde abgehenden Schnellzuge angetreten werden.

Weinend hing das junge Weib am Halse des Gatten.

„Nimm mich mit, Reinhold, laß mich nicht allein, gerade jetzt laß mich nicht allein!“

„Sei stark, Bertha, und mach uns den Abschied nicht unnötig schwer! Mein Vaterhaus ist jetzt kein Aufenthalt für Euch. Aber hoffentlich werde ich so viel Zeit finden, uns in der Heimat ein gemütliches Nest zu gründen. In kurzer Zeit, wenn der Herbstzauber über die Natur ausgebreitet liegt, wenn die Schwalben heimwärts ziehen, dann hole ich Euch nach der Heimat, die auch die Deine werden soll!“

Reinhold fand daheim die Situation schlimmer als er es gedacht.

Ein Schlaganfall hatte den Vater teilweise gelähmt und auch das Herz in Mitleidenschaft gezogen, sodaß man täglich mit dem Erlöschen des schwachen Lebensflämmchens rechnen mußte. Reinhold blieb wenig Zeit zum Schreiben, auch die stets und dringend wiederholte Bitte seines jungen Weibes, die Trennung nicht allzulange auszudehnen, hatte er noch nicht erfüllen können.

Und dann kam der Tag, der furchtbar schwere, dessen Ereignisse mit Flammenzeichen in seinem Gedächtnis geschrieben standen.

Ein goldiger Herbsttag war es, wie der heutige, als der Kranke endlich zum ewigen Frieden einging. Was für den müden Pilger eine Wohlthat, bedeutete für das Herz des Sohnes einen schweren Schlag. Rückhaltlos gab sich der junge Arzt dem Schmerz hin.

Wie um ihn zu trösten traf kurz darauf ein Brief ein, dessen Aufschrift ihm Bertha als Absenderin verriet.

Hastig erbrach er den Brief; doch schon nachdem er die ersten Zeilen überflogen, ging eine schreckliche Veränderung mit ihm vor. Die Augen glühten unheimlich in dem totblauen Gesicht, das Briefblatt entfiel den zitternden Händen und mit einem dumpfen Aufschrei brach er bewußtlos zusammen.

Erst nach geraumer Zeit vermochte er sich wieder zu erheben — ein gebrochener müder Mann! Wie apathisch streckte er die Hand nach dem verhängnisvollen Brief aus und ohne

mit der Wimper zu zucken studierte er den Inhalt, Wort für Wort. Noch heute, nach fünf Jahren stand der Inhalt desselben unverwischbar in seinem Gedächtnis.

„Verzeihe mir, Reinhold, wenn ich Dir augenblicklich Schmerz bereite, aber besser so, als ein langes Leben der Täuschung O, hättest Du mich nicht allein gelassen, vielleicht wäre alles anders gekommen. Die Liebe zur Kunst, die schon lange mit der Liebe zu Dir in meinem Herzen rang, gewann doch die Oberhand. Ich fühle es, das Theaterblut macht kein Recht geltend, ich taugte nicht zur Frau eines Landarztes. Mit innigem Danke werde ich stets an alles Gute und Liebe zurückdenken, was Du mir erwiesen, aber ein weiteres Zusammenleben halte ich für unmöglich. Du wirst eine Bessere finden, die Deiner würdiger ist und vergessen Deine unglückliche Bertha.“

Die Anforderungen des täglichen Lebens rüttelten den jungen Arzt aus seiner lethargie auf, doch nur wie mechanisch erfüllte er in der ersten Zeit seine Pflichten. Noch einmal hatte er eine Aussöhnung mit seiner Frau herbeizuführen versucht, hatte sie bewegen wollen, zu ihm zurückzukehren, doch vergebens. Sie beharrte auf ihrem Beschlusse. Einsam zog jedes seine Straße, er seiner Pflicht und seinem ihm geliebten kleinen Söhnchen, sie ihrer Kunst lebend. Ab und zu ersah er aus Zeitungen, wo sie sich befand, und welche glänzende Triumphe sie feierte.

Wie aus einem schweren Traume erwachend schreckte der einsame Mann empor. Die Dunkelheit war fast vollständig hereingebrochen, fern im Westen verglomm das Abendrot.

Plötzlich öffnete sich die Thür und in ihrem Rahmen erschien sein etwa sechsjähriger Knabe, von einer hohen, in dunkle Gewänder gehüllten Frauengestalt an der Hand geführt.

„Hier ist eine kranke Frau, die zu Dir will, lieber Papa!“ unterbrach die helle Stimme des Kleinen die herrschende Stille.

„Verzeihen Sie einen Augenblick, meine Dame, ich will sofort Licht machen.“

Mit raschen Schritten trat die Fremde auf den Arzt zu und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Laß das, Reinhold, gerade die Dunkelheit wird mir das Sprechen erleichtern.“

Wäre ein Blick neben ihm niedergesahren, er hätte auf den Angeredeten nicht anders wirken können als diese Worte.

„Bertha — Du hier? — Was führt Dich her — wozu vernarbte Wunden aufreißen?“ stammelte er fassungslos.

„Ich weiß, ich habe das Recht verwirrt, hier zu stehen — es steht in Deiner Macht, mir die Thür zu weisen! Aber noch einmal mußte ich Dir Auge in Auge gegenübersehen, mußte Dir sagen, wie schwer ich gefehlt und wie unsäglich ich gelitten all die Zeit hindurch.“

Nur zu bald verrancte der Taumel, in den mich der Beifall der Menge versetzte, die Rede der bunten Welt des Scheins widerte mich an. Und alljährlich zur Herbstzeit, wenn die Schwalben zur Reise sich rüsten, packte mich die Neue mit doppelter Gewalt. Schon zweimal war ich zur Herbstzeit hier im Ort, ohne den Mut zu finden, Dir gegenüber zu treten. Und auch heute hätte ich es wohl kaum gewagt! Doch als ich mit einem Ohnmachtsanfall kämpfend am Gitter lehnte, kam Dein Kind — unser Kind, Reinhold — an welchem ich ja auch kein Teil mehr habe. Die klaren Kinderaugen blickten mich so fragend an und als er dann sagte: „Bist Du krank, fremde Frau? Kommt zum Papa, der kann alle Menschen heilen!“ da betrachtete ich dies als eine Jüngung des Himmels und folgte dem kleinen Führer. Nun ist mein Herzenswunsch erfüllt, ich habe Dir meine Beichte abgelegt. Dich und unseren Knaben noch einmal gesehen. Lebwohl, Reinhold, ich werde Deinen Weg nicht wieder kreuzen.“

Der wie aus einer Betäubung Erwachende sah nicht die sich ihm entgegenstreckende Hand.

„Bertha, ist Dir nie der Gedanke gekommen, daß unser Knabe einer Mutter bedarf, nach

Mutterliebe, Mutterfürsorge verlangt, wie jedes andere Kind?“

„Ja, verstehe ich Dich denn recht, Reinhold, Du kannst mir verzeihen, willst mir den Platz wieder einräumen, den ich in unbegreiflichem Leichtsinne verlassen? O, das wäre zu viel des Glücks!“

Statt aller Antwort breitete er ihr die Arme entgegen und schluchzend sank die Weinende an seine Brust.

„Laß uns die bösen Jahre aus dem Gedächtnis streichen, Bertha. Ein widriges Geschick hatte Dich, den an Ruhelosigkeit gewöhnten Wandervogel, aus der richtigen Bahn verschlagen und es hat lange gedauert, bevor Du den Weg zur Heimat wieder fandest. Entsinnst Du Dich noch der Worte, mit denen wir damals von einander schieden? Wenn die Schwalben heimwärts ziehen, dann hole ich Euch in die Heimat! Nun haben sie sich doch bewahrheitet; die heimwärts ziehenden Schwalben haben auch meinem müden Wandervogel den Weg zum sicheren Hafen gezeigt.“

Serwandlungsrätsel.

Es liegt als Stadt am Alpensee,
Den man dem Meer vergleicht;
Es kommt herab aus Himmelshöhen,
Wenn Kopf und Fuß ihr streicht;
Und dreht ihr es dann um zum Schluß,
So lebt's am fernen Kongosfluß.

Opernrätsel.

Adam:
Berdi:
Beethoven:
Mozart:
Gluck:
Weber:
Flotow:
Verdi:

Hinter die Namen obiger Komponisten sind bekannte Opern derselben zu setzen. Sind diese richtig gefunden, ergeben deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Titel einer Oper, deren Komponist sich unter den oben genannten befindet.

Wörterrätsel.

Blech, Kariben, Himly, Andernach, Remzig, Radnagel, Wehrzahl, Medina, Christ, Bedlar, Dichter.

Man merke sich in jedem der obigen elf Wörter drei aufeinanderfolgende Buchstaben und verbinde dann dieselben der Reihe nach. Richtig gefunden ergeben die 33 Buchstaben ein bekanntes Sprichwort.

Kreuzrätsel.

1	2	1. 2. ein Zauberwort, 4. 3. afrikanischer Fluß, 4. 2. Bezeichnung für die türkische reguläre Armee, 1. 4. ein bekannter Astrolog.
3	4	

Rätsel.

12 Streichhölzer liegen auf dem Tische wie hier angegeben. Sie sind nun so zu legen, daß von Nr. 5 bis 7 und von 9 bis 11 zwei Streichhölzer zusammen liegen, indem die Umlegung auf diese Weise geschieht, daß man jedesmal drei, nur das letzte Mal 4 Streichhölzer überpringt.

Geographieaufgabe.

Welchen Namen eines afrikanischen Flusses ergeben ein deutscher, ein französischer, ein südamerikanischer, ein afrikanischer, ein sibirischer und ein böhmischer Fluß mit ihren Anfangsbuchstaben?

Charade.

Gern möcht' ich's nicht so deutlich sagen,
Was meine beiden Erten sind;
Man braucht das Ding in Wintertagen,
Wenn uns umfaßt der kalte Wind.
Die Leuten, ach, daß Gott erbarme!
Wer diese immer brauchen muß,
Gewiß, es dauert uns der Arme,
Der sie verdankt dem Kugelschuß.
Das Ganze nahm oft meine Mutter
Und fuhr mit in die Erten ein.
Hier, Freunde, ist ein Rätseltatter,
Doch bald wird es gelöst sein.

Auflösung aus voriger Nummer.

Rebus: Vier Pototen thaten ihm weh.
(4 Potentaten im W.)